

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1931

22.11.1931 (No. 47)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

20. Jahrg. No 47



22. Nov. 1931

Karl Widmer / Geschichten aus dem alten Karlsruhe

Aus Hof und Gesellschaft unter Großherzog Karl.

I.

Die Generation, die das Karlsruher Hofleben unter dem sittenstrengen und sparsamen Regiment der Großherzogin Luise kennen gelernt hat, wird es sich nur schwer vorstellen können, daß dieser Hof einmal als einer der üppigsten unter den deutschen Fürstenhöfen gegolten hat. In diesen Ruf kam Karlsruhe seit dem Tod Karl Friedrichs, dem 1811 sein Enkel, Großherzog Karl, auf den Thron gefolgt war. Für das Land bedeutete die Regierung dieses Fürsten eine Zeit schwerer innerer und äußerer Krisen. Durch den Sturz Napoleons geriet die neue, von ihm geschaffene Ordnung der Dinge wieder ins Schwanken. Kriege und Mißwirtschaft stürzten den Staat in Schulden, dessen Bestand außerdem durch die bairischen Annexionsgelüste von außen bedroht wurde. Während man sich aber in den politischen Kreisen vor allem über die öffentlichen Zustände, die trostlose Lage der Finanzen und das ungelöste Problem der Verfassung ereiferte, beschäftigte sich der politisch gleichgültige Teil des Publikums um so eingehender mit der Person des Großherzogs selbst, dessen Privatleben Gegenstand eines für ihn wenig schmeichelhaften Interesses wurde.

Großherzog Karl war von der Natur keineswegs vernachlässigt worden. Er war eine sympathische Erscheinung von stattlichem Körperbau und feingezeichneten aristokratischen Gesichtszügen. Auch fehlte es ihm weder an menschlich lebenswürdigen Eigenschaften noch an guten geistigen Anlagen. Er hatte aber das Unglück gehabt, seinen Vater früh zu verlieren, und seine Mutter, die Markgräfin Amalie, hatte es bei seiner Erziehung vor allem darauf abgesehen, den künftigen Thronfolger zu einem geistigen Werkzeug ihrer Herrschaft zu machen. Sie hatte deshalb die Entwicklung eines selbständigen Willens bei ihm von Jugend auf unterdrückt, indem sie ihn geistlich von jeder ernstlichen Beschäftigung fernhielt und ihn zugleich durch um so größere Nachsicht in andern Dingen verwöhnte. Damit hatte sie freilich den gewünschten Einfluß auf ihren Sohn erlangt, aber auch die Ausartung seiner sinnlichen Reigungen in eine zügellose Genußsucht begünstigt. An keine ernste Tätigkeit gewöhnt und durch Ausschweifungen frühzeitig erschöpft, war er so in einen Zustand krankhafter Willensschwäche verfallen, die nicht nur ihm selbst jede Arbeitslust und Lebensfreude nahm, sondern auch seiner Umgebung das Dasein erschwerte, weil ihn das Bewußtsein seiner Schwäche auch eigensinnig und mißtrauisch gegen andere machte.

Darunter litten natürlich nicht nur die Staatsgeschäfte, sondern auch das Hofleben. An äußerem Aufwand der Repräsentation fehlte es hier zwar nicht. Karl liebte, wenigstens am Anfang seiner Regierung, prunkvolle Hoffeste, und nirgends ab und trank man damals besser als an der Karlsruher Hofstafel. Aber jene feine geistige Atmosphäre, die am Hof Karl Friedrichs, namentlich zu Lebzeiten seiner ersten Gemahlin, Karoline Luise, geherrscht hatte, war längst verfliegen. Zwar bemühte sich die Großherzogin Stephanie, die es dafür an Talent und gutem Willen nicht fehlen ließ, das Leben am Karlsruher Hof auch nach dieser

Seite hin zu heben. Ihre guten Absichten stießen aber immer wieder auf die Gleichgültigkeit ihres Gatten, dem der Sinn für geistige Interessen, wie überhaupt für feineren Lebensgenuß fehlte.

So gab auch Karls Privatleben seinem Hof ein seines großen Vorgängers wenig würdiges Vorbild. Ohne Lust und Kraft zu ernster Arbeit, verfiel er mit der Zeit immer mehr in eine trübsinnig apathische Gemütsstimmung, die durch seine argwöhnische Natur noch verschlimmert wurde. Er pflegte sich stundenlang untätig in seine Zimmer einzuschließen, die zu seinen Lebzeiten außer ihm niemand betreten durfte, und wo sich im Lauf der Jahre ganze Stöße unerledigter Akten, unbeantworteter Briefe und Bittschriften im Durcheinander mit abgelegten Uniformstücken und Maskenkleidern, Spielsachen aus seiner Kinderzeit, Geldrollen, Ringen, Dojen usw. anhäufte und die Schubladen füllten. Zerstreuung, die ihn aus seiner trüben Laune herausriß, fand er nur in materiellen Genüssen: Tafelfreuden, Hazardspiel und in der Befriedigung seines abwechslungsbedürftigen Geschlechtstriebes. Ein Kreis von Günstlingen als Genossen seiner Exzesse bestärkte ihn durch ihre Dienstfertigkeit noch in diesen Neigungen. Zu den harmloseren unter ihnen gehörten seine Freunde aus dem heimischen Hofadel. Es hatten sich aber auch allerhand fremde Abenteurer und Glückritter, wie sie der häufige Wechsel der Personen unter der Herrschaft und nach dem Sturz Napoleons nach Karlsruhe verschlagen hatte, in seine Gunst eingeschlichen. Eine solche Existenz bedenklicher Art war Karls Zeremonienmeister, der aus Hannover stammende Freiherr von Ende: ein weltgewandter, von Niigae erzogener Höfling, aber auch ein mit allen Lastern vertrauter und in allen Schlichen höfischer Intrigue bewandelter Schmarotzer, dessen Laufbahn unter Großherzog Leopold schließlich im Zuchthaus endete.

Ein gefährliches Beispiel für den willensschwachen Fürsten war auch das Junggesellenleben seines Onkels Ludwig, des späteren Großherzogs. Auch er gehörte zum intimen Kreis von Karls täglichen Tischgenossen. Die Hauptstätte ihrer Orgien war das Karlsruher Fasanienschlößchen. Die Dinge, die sich hier abspielten, blieben natürlich auch dem Volk kein Geheimnis. In der stillen Zeit, die auf die Napoleonischen Kriege folgte, wurden sie ein Hauptstoff der Unterhaltung für die müßigen Zungen in der Langeweile der kleinen Residenz.

*

In dem Einerlei des täglichen Hofklatsches wirbelte eine Skandalgeschichte, die im Jahr 1816 spielte, besonders viel Staub auf. Die Geschichte, die auch einer gewissen Romantik nicht entbehrt, warf ein um so bedenklicheres Licht auf die in der Hofgesellschaft herrschende Moral, weil sie zeigte, daß damals auch die persönliche Freiheit der Einwohner nicht sicher war, wenn sie einflussreichen Personen am Hof die Kreise störten. Es ist der Fall Geusa.

Karl hatte damals eine geheime Liebchaft mit einer jungen Hofdame. Als er ihrer bald wieder überdrüssig geworden war,

sollte die Sache auf dem für solche Fälle nicht ungewöhnlichen Wege durch eine Heirat aus der Welt geschafft werden. Als Gatte war ihr einer von Karls intimen Freunden, sein Oberstallmeister von Geusau zugeordnet. Dabei stieß man aber auf unerwarteten Widerstand. Geusau hatte sich während seiner Leutnantszeit in preussischen Diensten in ein hübsches Bürgermädchen namens Christine Ostrowsky verliebt. Diese war ihm in seine Heimat nach Karlsruhe gefolgt und lebte hier mit ihm in einem glücklichen, auch durch die Geburt einer Tochter befestigten Liebes-

verhältnis. Um so weniger zeigte sie sich jetzt bereit, ihren Geliebten der ihm zugeordneten Bräutigamsrolle zuliebe freizugeben. Das Hindernis mußte erst mit List oder Gewalt aus dem Weg geräumt werden. Der Plan dazu entsprang dem erfinderischen Kopf des Herrn von Ende. Karl selbst, der schwerlich seine Hand zu einem solchen Streiche geboten hätte, brauchte nichts davon zu wissen. Als geeignetes Werkzeug für die Ausführung stellte sich ein gewisser Mittelmeister Sennenhofen zu Diensten. (Wird fortgesetzt.)

Karl Fees / Hegel in Heidelberg

III. Hegels Strafrechtstheorie.

In den Aufsätzen über die Strafrechtsschulen in Baden wurden an den Systemen Karl Bindings und Gustav Radbruchs die entscheidenden Gegensätze zwischen den sogenannten absoluten und den sogenannten relativen Strafrechtsschulen herausgearbeitet. Unter den absoluten Theorien nimmt neben der Kants diejenige Hegels eine besonders bedeutende Stellung; viele bedeutende Rechtsphilosophen und Strafrechtler haben sich als ihre Schüler und Anhänger bezeichnet. Die Theorie Hegels ist darum für uns von großer Wichtigkeit, besonders da sie im Wintersemester 1817/1818 erstmals von Hegel in Heidelberg im Rahmen seiner Vorlesung über Naturrecht und Staatswissenschaft vorgetragen wurde. Hegels Strafrechtstheorie fußt wie alle klassischen Theorien auf der Willensfreiheit. Das Recht ist für Hegel die äußere Existenz des vernünftigen Wesens, die Welt der Vernunft, aus ihr selbst hervorgebracht, das Reich der verwirklichten Freiheit. Durch ein Verbrechen wird eine Sache verändert und existiert in ihrer Veränderung; aber diese Existenz ist das Gegenteil ihrer selbst und insofern in sich nichtig. Das Nichtige besteht darin, das Recht als Recht aufgehoben zu haben. Das Recht aber ist absolut und daher unauflösbar; die Neußerung des Verbrechens ist also an sich nichtig und in dieser Nichtigkeit ist das Wesen der Wirkung des Verbrechens. Zum Wesen des Nichtigen gehört, daß es sich als solches manifestieren, d. h. sich selbst als verkehrbar hinstellen muß. „Die Tat des Verbrechens“, sagt Hegel, „ist nicht ein Erstes, Positives, zu welchem die Strafe als Negation käme, sondern ein Negatives, so daß die Strafe nur Negation der Negation ist.“ Aus diesem Satze ziehen wir zwei Erkenntnisse. Einmal ist hier das Wesen, der Sinn der Strafe erklärt, nämlich als Negation der Negation des Rechts. Auch hier liegt wie allen großen Gedanken Hegels der triadische Rhythmus von These, Antithese und Synthese zugrunde. Recht, Unrecht und durch die Strafe erneute Manifestierung des absoluten Rechts. Als Voraussetzung der Strafe ist die Tat, das Verbrechen anzuerkennen, als Grund oder Zweck der Strafe die Wiedervergeltung, die Sühne. Gerade in dem letzten Gedanken liegt das für die absolute Theorie Hegels charakteristische Moment; im Gegensatz hierzu erblicken die relativen Theorien in der Strafe ein Uebel, dessen Grund und Zweck Verhütung, Abschreckung, Androhung, Besserung und ähnliche subjektive Ziele sind. Es handelt sich aber bei der Strafe nicht bloß um ein Uebel oder darum, der Gesellschaft oder dem Verbrecher dies oder jenes Gute zu tun, sondern es handelt sich um Unrecht und um Gerechtigkeit. Wie eine Prophezeiung und ein Ruf nach Besinnung in der Krise unseres gegenwärtigen Strafrechts wirkt folgendes aus § 99 der Grundlinien der Philosophie des Rechts entnommene Satz: „Durch jene oberflächlichen (relativen) Gesichtspunkte aber wird die ob-

jektive Betrachtung der Gerechtigkeit, welche der erste und substantielle Gesichtspunkt bei dem Verbrechen ist, beiseite gestellt, und es folgt von selbst, daß der moralische Gesichtspunkt, die subjektive Seite des Verbrechens, vermischt mit trivialen psychologischen Vorstellungen von den Reizen und der Stärke sinnlicher Triebfedern gegen die Vernunft, von psychologischem Zwang und Einwirkung auf die Vorstellung zum wesentlichen wird.“ Die zweite Erkenntnis, welche wir aus dem oben zitierten Satze Hegels ziehen, ist die fundamentale Auffassung, welche Hegel von der Natur des Rechts hat. Der heute in der Rechtsphilosophie und in der Philosophie überhaupt entbrannte Streit, ob das Recht etwas Positives, im Sinne Hegels Existentielles oder etwas Negatives, nämlich nur eine Reaktion auf geschehenes Unrecht sei, ist durch die Erkenntnis Hegels gegenstandslos. Das Recht ist, wenn es noch Recht ist, nichts Reaktives, sondern ein existentieller, absoluter Wert.

Wichtig ist noch Hegels Auffassung über das Strafmaß. Der die absoluten Theorien beherrschende Begriff der Vergeltung gestattet einen Spielraum zwischen einer Mindest- und einer Höchstgrenze. Hegel steht hier ebenso wie Kant auf dem Standpunkt der Gleichheit von Tat und Strafe. Kant vertritt noch ausgesprochen das Talionsprinzip, welches besagt, daß dem Verbrecher geschehen solle, wie er getan hat. Es kommt aber nach Hegel nicht auf die äußere Gleichheit von Verbrechen und Strafe an, gegen welche mit vollem Recht angekömmt worden ist, sondern auf den Wert als das innere Gleiche. Nach ihrem inneren Wert sind Diebstahl und Raub und Geld- und Gefängnisstrafe, welche nach der äußeren Gleichheit schlechthin Ungleiches sind, eben nach ihrer inneren Eigenschaft, Verletzungen zu sein, Veroleidbare. Nach diesem Gedanken des Wertes also ist das Strafmaß zu finden.

Auch zu dem im Mittelpunkt des Kampfes um die Strafrechtsreform stehenden Problem der Todesstrafe hat Hegel eindeutige Stellung genommen; er spricht sich in einer scharfen Kritik gegen den Bekämpfer der Todesstrafe Cesare Beccaria für die Beibehaltung der Todesstrafe aus. Gegen die rationalistischen, auf der Annahme eines Gesellschaftsvertrages gründenden Einwände Beccarias führt Hegel aus: „Allein der Staat ist überhaupt nicht ein Vertrag, noch ist der Schutz und die Sicherung des Lebens und Eigentums der Individuen als einzelne so unbedingt sein substantielles Wesen, vielmehr ist er das Höhere, welches dieses Leben und Eigentum selbst auch in Anspruch nimmt und die Aufopferung desselben fordert.“ Mit Recht fordert jedoch Hegel, daß die Todesstrafe als die höchste Spitze der Strafen selten angewandt wird.

Hans Heinrich Ehrler / Der Bierrohrenbrunnen / Novelle

Hoch über dem See steht das Schloß auf dem Weinberg. Eigentlich ist es eine Burg, deren gotischer Palast in der Barockzeit zu einem fürstlichen Sommerstutz verwandelt wurde. So umläuft die Bauwerke auch ein französisch und englisch gemischter Park. Dieser zieht sich vorn sogar durch die Rebärten weit abwärts bis an das Ufer, wo ihn Steingeländer von dem See trennen, während eine Steintreppe inmitten weiter in das gluckende Wasser hinab verlockt. Geländer, Treppe und das darauf stehende oder lagernde poseidonische Volk vermoojen und verwittern; der Park verwildert, weil die vom politischen Umsturz betroffenen Besitzer ihre Hofhaltungen einschränken, so daß nur selten für wenige Tage ein Besuch hier herfällt, welcher keine Erweckung des zweck- und sinnlos gewordenen bringt. Nur die Zeit gibt sich den Anschein, daß sie auch damit Geduld habe und es langsam verderbe. Solch ein übriggebliebenes Scheinreich wird um so sonderbarer, wenn das immer wieder verjüngte Leben einer geseigneten Landschaft den Rahmen darum bildet.

Oben hinter dem Schloß ist noch der Burghof. Ein alter, herrlicher Nußbaum steht darin. Beim Eintritt durch den Torbogen hört man den Bierrohrenbrunnen, der unter seiner Krone in den Steintrog rauscht. Man bleibt eine Weile stehen, um zu horchen. Seitwärts geht es auf einer Staffel ins schmedengiebellige Haus des Verwalters. Dieser führt im ersten Stock zugleich eine ringsum gerühmte Wirtschaft, wohlversorgt aus dem Gutsbetrieb, worin auch der Wein der eigenen Weinberge aus-

Zwei Studienfreunde, Karl und Franz, die sich seit vier Jahren nimmer gesehen hatten, bestellten einander brieflich auf dieses Schloß zusammen. Denn dort hatten sie auch Bruderschaft getrunken.

So traten die beiden mit Erwartung gefüllt um die bestimmte Stunde an einem schönen Sommerferientag oben im Burghof nahezu gleichzeitig auf und erkannten sich mit einer fröhlichen Umarmung. Der Tag war verwegen heiter und mußte verborgene Dinge in seinen Lüften haben. Auch die Ankömmlinge hatten sich durch die Herzenszeremonie einander wohl ganz gegeben, doch schien hüben wie drüben noch etwas innezufließen, das auf Erlaubnis wartete, herauszukommen. Der eine konnte meinen, der andere habe ein Geschenk für ihn in der Tasche.

Im Torbogen erschien ein Mädchen, schaute sich um, entdeckte die Freunde, kam auf sie zu. Das geschah in der unbewußt anmutigen Art, welche den Zuschauer rätseln läßt, ob Eile oder Rägern in den Schritten sei. Die beiden nahmen barhäuptig den Gruß des Mädchens entgegen. Ein halb verlegenes, halb feierliches Schweigen entstand, bis Karl sagte: „Dies ist Franz, mein Freund, und dies Klothilde, meine Freundin.“

Kaum war das geschehen und kaum hatte Franz gedacht, beide seien blond, so erschien wieder ein Mädchen im Tor. Alles begab sich wie vorher, auch die Bekanntmachung. Nur sagte jetzt der andere: „Dies ist Karl, mein Freund, dies Klothilde, seine Freundin, und dies Brigitte, meine Freundin.“

Karl dachte, beide seien braunhaarig. Dann wurde Freunde laut, daß man sich so trefflich überrascht habe, ja beinahe glauben

*

durste, höhere Hände hätten mitgewirkt. Die Lust des Umkreises füllte sich mit jenem wunderbaren Stoff, der da ist, wenn Körper von Menschen zusammenkommen, deren geistige Wesen aus der Ferne schon einander lieb geworden sind. Und weibliche Gegenwart rückt die Gemeinschaft auf das gehobene Spielfeld empor.

Der Nachmittag zog sich festlich auf. In einer der mittelalterlich tiefen Fensternischen der Wirtschaftsstube wurde Kaffee getrunken und Kuchen gegessen. Durch das offene Doppelfenster sah man über das westliche Becken des Sees hin, dessen südliche Uferberge bis aus Westade herab ernst bewaldet waren, während die nördlichen Licht und leicht auf Seite der Anschauenden Neben trugen wie der Schloßberg. Segel kreuzten unten über der Wasserfläche, die sonderbar drüben auf der Waldseite dunkelgrün und hüben bläulich spielte. Dampfer fuhren hin und her aus einem idyllischen Hafendorf in ein heroisches Hafensüdteil. Aus Lieblichem und Bedeutendem war die ganze Landschaft zusammengesetzt oder vielmehr zusammengewachsen, so daß sie von hundert und von einem Gedanken Gottes zugleich erschaffen schien.

Die zwei Paare erzählten von ihrem Herweg. Beide hatten, ohne Verabredung, den letzten Teil der Reise zur Wanderung gemacht. Klothilde mit Karl, Brigitte mit Franz. Erst unten am Schloßberg war man je auf den Einfall gekommen, um der Ueberraschung willen solle ein jedes allein bis zum Tor gehen. Daß man nun, schier zauberhaft hergeführt, zu vierein war, wurde in dem Spiegel dieses landschaftlichen Bilderwerks eine so beziehungsreiche Sache, daß Franz sagte: „Mir ist, wir seien auf diesen Tag zugegangen.“

Klothilde fühlte dasselbe: „Auch mir ist, es müsse heute etwas Besonderes mit uns geschehen.“

Karl machte einen Scherz: „Der Großherzog da an der Wand denkt vielleicht, das gibt zwei Brautpaare.“

Niemand lachte, und der Sprecher schob den misalückten Spatz mit der Frage weg: „Wie ist dies, in der Stube hängt noch der abgesetzte und gestorbene Großherzog, als wäre herinnen noch das Jahr Neunzehnhundertdreizehn? So steht und geht die räthelhafte Zeit.“

Nachher deutete er, sehr ernst geworden, über den See: „Drüben, dort sind die Alpen.“

„Das weiß man heute nur.“ Die Antwort war merkwürdig und schön. Franz dachte, Brigitte hat sie gegeben. Er mußte seine Freundin herzlich anschauen und ihre Hand zu sich nehmen.

Klothilde zupfte den zwei durch die Liebfosung aneinandergelehnten Köpfen je ein Haar aus und legte die braunen Fäden auf ihrem grauen Ledertäschlein nebeneinander. Die Farbe war kaum zu unterscheiden. Dann trieb Brigitte an dem Gegenpaar das Spiel, kommandierte aber, ehe Weiteres geschah: „Augen zumachen!“

Nach Lösung des Bannes sollte gezogen werden. Es ging nicht. Sie hatte die gleich blonden Haare gleich lang geschnitten. Erst den prüfenden Fingern gelang die Wahl des feineren Fadens.

Klothilde machte noch eine Entdeckung: „Auch eure Augen sind ganz gleich braun. Könnte man sie ebenso aus euren Köpfen nehmen und zum Herausfinden nebeneinanderlegen?“

Sie erschrak über das Phantastische ihrer Frage, schwieg aber und entschuldigte sich nicht. Karl besann sich, ehe er, wie etwas ungewohnt Neues, sagen mußte: „Nein.“

Frage und Antwort wechselten dann, schier genau wiederholt, auf die beiden blauen Augenpaare über. Diesmal sagte Franz: „Nein.“

Frage und Antwort wechselten dann, schier genau wiederholt, auf die beiden blauen Augenpaare über. Diesmal sagte Franz: „Nein.“

Das Ergebnis wirkte wie eine leichte, an vertrauten Vorstellungen geschehene Zerstörung. Man war mit dem Spiel auf Abwege geraten.

*

Später wurde ein Gang durch den Park unternommen. Der Zustand solcher Stätten übte auch auf die schon vorbereiteten Gemüther den wohlbekanntesten und doch unbestimmbarsten Reiz aus. Man verstrickte sich in lose Gespräche. Wenn Gruppen von Menschen sich treffen, so reden gern die gegenseitig Unbekannten zusammen, dem Zug der Höflichkeit oder auch der Neugier folgend. Dadurch werden die vorher einander Vertrauten zeitweilig getrennt. Manchmal aber bewirkt eine verhallte Macht, daß sich die fremden Stimmen suchen und entdecken, wie hier in diesem Garten der Verwonneheit:

Klothilde: „Das war einmal ein Lustgarten.“

Brigitte: „Jetzt wird man schwerfällig darin.“

Karl: „Was haben die Menschen, die dereinst hier gewesen sind, für eine Fähigkeit gehabt, sich in Zauberreiche versetzen zu lassen!“

Brigitte: „Und glaubten wirklich, in ihrer Welt umherzuwandeln?“

Klothilde: „Und mußten sich selber verkleiden, damit der Glaube möglich wurde?“

Franz: „Wir sehen jetzt den Trug.“

Klothilde: „Ist's nicht auch ein Trug, wenn wir empfindsam in dem zerbröckelnden Friedhof jenes Truges umherwandeln?“

Brigitte: „Und ist an uns vielleicht ebenso etwas verkleidet, ohne daß wir es merken?“

Karl: „Freilich, selbst wenn wir ohne Kleider gingen.“

Brigitte: „An dir, Karl, an Klothilde, an Franz, an mir?“

Klothilde: „Ihr macht mir bang.“

Franz: „Es ist nicht dein Name, nicht der unfrige.“

Klothilde: „Ist's der Name Mensch?“

Brigitte zerbrach das entstandene Schweigen mit einem Ausruf: „Da die Zwerge, Kobolde, Unholde, sag, Karl, sind sie, von der Zeit angefressen, nicht erst recht, was sie bedeuten sollen? Sieh, wie arg die Entstellten grinsen und wie traurig starren! Der und der und der!“

Karl: „Ja, vielleicht — sind sie jetzt.“

Brigitte: „Weil von allem die Frage bleibt?“

Das Gespräch erschrak wieder an der Frage. Der Spatz regte sich.

Klothildens helle Stimme aber fand etwas Rührendes: „Doch hier, die Göttin, spürt man nicht wie schön sie gewesen ist?“

Franz: „Weil sie zerfällt, spürt man es.“

Klothilde: „Spüren, ist das mehr als sehen?“

Sie horchten. Die Frage gab sich selber Antwort.

Brigitte griff Franzens Gedanken auf: „Weil sie zerfällt?“

Darum spürt man es, daß sie schön ist?“

Karl: „Und weil von allem das Antlitz bleibt.“

Die Wandelnden teilten sich. Karl ging mit Brigitte, Franz mit Klothilde. Keines dachte daran, sowie auch die Gruppierung des gewöhnlichen Gesprächs unbemerkt geblieben war. Das Ueberbleibsel der einstigen Modebauten des Lustgartens wurden besichtigt. Tempel, Pavillons, Teehäuschen, Vögelgänge, Nischen, Höhlen, eine Kapelle mit Klausel. Abendsonne schlug quer durch die Bäume, den Park zu einem Raum verhexend, der weder von dieser noch von der anderen Welt zu sein schien.

Oben seitwärts stießen Karl und Brigitte auf einen Haufen Steinschutt. Er kannte die Bedeutung des Gerölls, stieg hinauf und sagte: „Das war die Ruine.“

Brigitte: „Ein Rest der alten Burg?“

Karl: „Nein, der Rest der Ruine. Die Herrschaften haben sich diese erbaut wie die anderen Dinge ringsum.“

Brigitte: „Eine Ruine gemacht?“

Karl: „In ihrem Lustgarten.“

Brigitte: „Es ist keine Ruine mehr.“

Karl: „Das ist jetzt der Lustgarten.“

Franz und Klothilde kamen und hörten zu.

Von dem Schutthaufen war man mit ein paar Schritten aus dem sonst unnatürlich und gespenstisch werdenden Bannkreis entlassen und stand außen hoch an den Weinbergen in der vollen Abendsonne. Fast zu viel Licht stürzte über die Befreiten. Sie mußten ihre Brunnkörbe halten und sich füllen. Die Landtöpfe zitterte von dem daraufgeworfenen Schimmer. Wasser unten, dem leicht bewegten, schwankten farbige Klüfte und glühende Lachen durcheinander. Ferne Fenster glänzten.

Wie der Aufenthalt in Gärten der Vergänglichkeit seinen melancholischen Reiz darin birgt, daß der Mensch unter Todessehauern sich lebend fühlt, als ein Gefäß des Lebens, welches die gleiche Zeit in ihren zerreibenden Händen hat, so übt merkwürdig das große Naturschauspiel ähnliche Macht aus, nur auf andere Felder des Gefühls. Auch unter ihm entdeckt sich der Mensch. Es wird etwas wie ein Wunder, ein unsagbares Ding, daß man ist, in diesen unsagbaren Dingen und Wundern. Man darf, ob der eigenen Verwirklichung stannend, Mut fassen, darf daran glauben: Ich bin.

Karl, Brigitte, Klothilde, Franz standen nebeneinander, die zwei Mädchen innen. Auf einmal suchten sich ihre Hände, eine Kette wurde, und die vier ertrugen zusammen die herrliche Gewalt. Es war keine Schwärmerei, keine pathetische Verzückung, was über sie kam, sondern etwas nie erfahren Einfaches geschah mit ihnen. Die Sonne ging unter. Das Geleise waltete und rührte ihre Seelen an.

Die Haare der Köpfe flirrten, blond, braun, blond, braun. Von hinten gesehen standen sie als dunkle Gestalten, der Größe nach verschoben, im hochgestiegenen Himmelschein.

*

Ein Rundgang um den Gebäudetrans führte wieder zurück in den Burghof. Die Tritte hallten auf dem Pflaster in den rauschenden Grundklang des Brunnens hinein. Es dunkelte.

Zum Abendessen war in derselben Fensternische gedeckt wie mittags. Es gab Forellen. In der Stube saßen zwei ältere, auch auf der Wanderung begriffene Herren. Sie erzählten einander halblaut, so daß man das Erzählte hören konnte. Beide waren Schriftsteller und hatten in diesen Wänden bedeutungsvolle Erlebnisse gehabt. Der eine berichtete: „Ich habe vor dreißig Jahren in einer Zeitschrift eine Novelle veröffentlicht. Daraufhin kam von einem Mädchen ein Brief, dessen geistige Haltung mich veranlaßte, zu antworten. Daraus entspann sich ein Briefwechsel beglückenden Inhalts. Die Schreiberin hieß Dore. Wir sahen uns nie, auch auf keiner Photographie. Gerade heute vor neunundzwanzig Jahren sah ich hier beim selben roten Wein. Da trat ein Fräulein, ein schönes, bedeutendes Frauenwesen, durch die Tür, sah mich, besann sich, trat auf mich zu und fragte mich: „Sie sind Friedrich Meinrad!“ „Zu dienen, ja.“ Dann sah ich sie an, wußte und sagte: „Sie sind Dore!“ Das geschah an der Kante dieses immer noch dastehenden eichenen Tisches.“ Der Zuhörer schwieg und wartete auf das Weitere. Der Erzähler aber schloß kurz: „Sie ist nicht meine Frau geworden, hatte ihr Schicksal und starb inzwischen daran.“

Die beiden tranken, und die vier tranken unauffällig mit. Nachher begann der andere: „Ich wohnte, vor zwanzig Jahren, zweieinhalb Stunden weit von hier gen Osten am Seeufer. Eines Oktobermorgens erinnerte mich meine Frau, daß ich einer großen Zeitung zum achtzigsten Geburtstag Wilhelm Raabes ein Feuilleton zu schreiben versprochen hatte. Der Oktobermorgen war schön, die Akten des Vogelstangs kamen in meine Tasche, und ich marschierte durch die Herrlichkeit des Herbstes auf das geliebte Schloß zu dem geliebten Wein. Ich saß, auch an diesem Tisch, stundenlang. Jemand warf die Zeitung aus der Nachbarnstadt auf den Tisch. Ich beachtete sie nicht, aber nachher fiel der Schatten einer Fenstergeranie so sonderbar lichtumfaltet auf das Papier, daß meine Hand darnach griff und es auffaltete. Auf der dritten Seite stand fett gedruckt: Wilhelm Raabe gestorben. Darunter die Nachricht. Mit fliegenden Pulsen lief ich durch die jetzt beinahe verwunschen farbige Landschaft heim. Dort lag ein Telegramm der Zeitung: Nachruf Raabe sofort erbeten.“

Auch der Verwalter hatte zugehört, trat aus der Schenke vor, deutete an die Wand auf eine der von alten Stammgästen stammenden Photographien und sagte: „Das ist der Kammerherr von Vohberg. Eines Tages war Jagd. Er konnte seines Rheumas wegen nicht mit und saß allein, ebenfalls an diesem Tisch. Auf einmal kam etwas auf ihn. Der plötzlich Bewegte füllte sein Glas, hob es gegen das Fenster hin in der Richtung auf die jenseitigen Wälder, wo getrieben wurde, und rief: „Ich trinke auf das Wohl meines Freundes Stockdorf!“ Nach zwei Stunden brachte man diesen mit einem Fehlschuß knapp am Herzen hindurch. Der Unfall war genau um die Zeit des Trunkes geschehen und der Betroffene kam davon. Er hängt neben dem Kammerherrn in seiner Uniform als Manenrittmeister.“

Von seltsamen Begebnissen handelnde Unterhaltungen gleiten in die Hordenden hinein und setzen sich in einem Innenraum, wohin andere Reden nicht gelangen, nieder. Da bleiben sie, sind beieinander und gehen nicht mehr hinaus. Manchmal weiß man dann plötzlich, daß wir eine Unterwelt in uns haben, ähnlich wie die griechische Sage. Die Schatten der Begebnisse sitzen gleich den Schatten der Toten zusammen und erzählen einander noch seltsamere Begebnisse, die wir nicht vernehmen können, weil sie aus dem Kreis einer uns noch verschlossenen Wirklichkeit sind.“ Die zwei Gäste horchten jetzt zu, da Karl diesen Gedanken aussprach. Franz spannte ihn weiter: „Die Unterhaltungen, oder vielmehr die Begebnisse dahinter tun noch etwas an uns. Sie erschüttern die Stoffmasse unseres Wesens, lockern dieses und machen es bereit, daß mit den geschehenden Dingen auch ihr Sinn und ihre Bedeutung gleichsam in uns eingehen können. Unsere eigene Schicksalswelt verwandelt sich so, wir ahnen und entdecken darin die Zeichen anderer Verfassungen, als unsere Sinne bisher wahrnahmen. Ein neuer Kreis ist um uns offen. Wir werden dem Schicksal gegenüber ehrfürchtig und fromm.“

Brigitte rückte nahe zu ihm hin wie eine Taube, Klothilde rückte zu Karl.

Die zwei Gäste sagten auch, daß von jener Stunde an etwas in ihnen verändert gewesen sei. Der das Erlebnis mit Wilhelm Raabe gehabt hatte, glaubte sogar, seine Schriftwerke hätten seit damals ein ausgewechseltes Gesicht erhalten.

Karl fragte Franz, wann er seinen Einladungsbrief an ihn geschrieben habe, um welche Tageszeit, denn es war schon merkwürdig gewesen, daß die Schreiben sich kreuzten. Doch unterdrückte er die im Mund des Freundes bereitete Antwort und zog die Uhr. „Jetzt um zwanzig Uhr war es, die gleiche Zeit wie bei mir.“

*

Die vier beschlossen, in den Burghof hinauszugehen. Sie hörten wieder den Brunnen und ihre Tritte auf dem Pflaster. Sterne standen am Himmel. Im Torbogen brannte eine elektrische Glühbirne merkwürdig in der alten Kettenlaterne. Aus den Fenstern der Wirtschaft fielen gedämpfte Lichtflecken, jeder hell gefantet durch die Lücken der undicht vorragenden Vorhänge.

Um den Gefühlen zu verwehren, daß sie sich in dieser Umgebung romantisch gebärden möchten, sprach man von Beruf und beruflichen Neigungen. Karl war Arzt, Klothilde beamtete Fürsorgerin in einem Proletarierviertel. Dort hatten die beiden einander gefunden und nach Art wie Bestimmung als verwandt empfunden. Franz war Privatdozent der indogermanischen Sprachengeschichte, Brigitte Sekretärin seines berühmten Lehrers. Es waren nur noch wirtschaftliche Hemmungen gewesen, sonst hätten die zwei Paare ihrem Vertrauen, je zusammenzupassen, schon dauernde Bindung gegeben. Wurden sie mit einander gesehen, erschien das auch überall als natürliche Folge. Der klare Wille, in diesen zerrütteten Zeiten aus dem Leben eine ernste Aufgabe zu machen, hatte den Glauben, sie seien für einen gemeinsamen Weg bestimmt, gestärkt und geadebt. Aus solcher Grundhaltung heraus waren auch der Leidenschaft keine vorzeitigen noch unmäßigen Rechte eingeräumt worden.

Nun ging Karl wieder neben Klothilde, Franz neben Brigitte. Brigitte dachte: „Warum tun wir jetzt nicht noch einmal unsere Hände ineinander, daß es eine Kette wird?“ Der Unterschied vom Abend beim Sonnenuntergang fiel ihr ins Bewußtsein. Sie war froh, daß sie den Gedanken nicht laut gesagt hatte.

Der Brunnen zog an. Man mußte hingehen, in sein Raufchen hinein, und stand unter dem Nußbaum. Auf der Steinsäule in-

mitte des Troges saß ein Wappen haltender Löwe im Schatten, davon umdeckt konnte er etwas vorhaben. In dem dunklen Glimmer des Wassers sah man Schemen von Fischen schwimmen, Klothilde sagte: „Ihre Geschwister sind vor ein paar Stunden getötet worden, und wir haben sie verzehrt.“

Vier Steinbänke waren außen herum, die eine am Stamm des Nußbaums. Jedes konnte sich auf eine Bank setzen, vor eine der vier Röhren. Aus diesen fiel das Wasser, wie in schwach beleuchteten Schmelzflächen geschmolzenes Zinn aus dem Löffel in die Klotzform fließt.

Klothilde sagte: „Das ist seltsam, die vier Röhren, die vier Bänke und wir vier.“

Franz: „Vielleicht haben die Erbauer des Brunnens es für uns gemacht, ohne darum zu wissen!“

Klothilde: „Vielleicht ja. Dinge liegen weit auseinander und gehören doch zusammen. Alles Geschehene geschah wohl für uns in dem Augenblick, wenn uns seine Bedeutung Erlebnis wird.“

Brigitte: „Mit dem Professor stand ich einmal in Südspanien in einem tausendjährigen Klosterhof. Darin war auch ein Vier-Röhrenbrunnen.“

Karl: „Ich errate. Der Professor fragte dich, warum die vier Röhren seien. Welche Bedeutung sie hätten?“

Brigitte: „Ich entdeckte es selber in dem viereckigen Hof und wußte plötzlich Zweck und Sinn.“

Klothilde: „Das ist ehrwürdige Verknüpfung.“

Franz: „Nicht die einzige.“

Klothilde: „Ich ahne nur.“

Brigitte: „Das Wasser der vier Röhren lief in die vier Himmelsrichtungen.“

Karl: „Nur in die der Erde?“

Brigitte: „Wunderlich. Genau mit diesen Worten fragte ich. Der Professor aber gab das Zeichen, zu schweigen.“

Der Nußbaum war voll leiser Regung und schien über den Sitzenden noch zu wachsen. Eines fragte nach dem Mond. Es war jüngst Neumond. Vielleicht hing die schwache Sichel hinter einem Giebel. Am Himmel fielen Sternschnuppen, als wäre das Firmament erschüttert. Franz sagte: „Das sind die Laurentius-Tränen. Seit ist der zehnte August.“

„Warum sind wir an diesem Tag hierhergekommen?“

Klothilde wurde wieder ängstlich. Brigitte beruhigte sie: „Den Menschen war einmal alles heiliges Zeichen. Wir werden daran sentimental.“ Die Antwort kam: „O nein, ich fühle, es wird etwas ganz klar und anders, als es gewesen ist.“

Klothilde stand auf, ging an ihre Röhre und trank aus der hohlen Hand. Dann taten die andern es auch, setzten sich wieder und waren still. Jede Röhre rauschte allein, und alle rauschten zusammen. Man mußte denken: „Das ist noch, weil ihre Wasser zusammen in der Erde und in der Brunnensäule gewesen sind.“

Es konnten zwei Stunden oder zweihundert Jahre sein, daß die vier Menschen dort saßen und erfuhren, welche Macht den Gleichnissen innewohnt und wie man sich ihnen ergeben muß.

„Vielleicht werden wir es morgen wissen“, sagte Franz. Die Schloßuhr schlug eins. Der Haußschlüssel wurde ihnen aus der Wirtschaft gebracht. Sie gingen aber mit der Waage hinein.

Die Lichter in den vier Zimmern brannten lang, und in jedem war Not. Ereignet hatte sich dieses: Karl liebte Brigitte, Brigitte liebte Karl. Franz liebte Klothilde, Klothilde liebte Franz. Das Blut lief über Kreuz, nach einer alten Geschichte des Menschenherzens. Ohne mit einem Laut, mit einer Silbe darauf hingedeutet zu haben, erkannten sie den neuen Zustand der inneren Verlagerung. Nach deren Geschehen mußten die Paare vertauscht aus dem Schloßhof gehen. Der blonde Karl mit der braunen Brigitte, der braune Franz mit der blonden Klothilde. Dawider aber stand ebenso entschieden das Wissen, daß man das einmal einander vertraut Gewordene und Invertraute ehren muß. So entstanden in den vier Gemächern vier Menschen, deren jeder gleichsam sich vor den eigenen Augen werden, sich verdichten und gestalten sah. Jeder fühlte, er sei mit dem Zeichen geeicht, zusammengesetzt aus den Buchstaben: „Allein.“ Der Vorgang war hart, aber groß. Die Fenster standen offen. Man hörte den Brunnen und dachte, was man vorher draußen seltsam bemerkt hatte, wie jede der vier Stimmen der vier Röhren etwas für sich geworden war.

*

Nach ein paar schlaflosen Stunden stand Brigitte mit dem Morgengrauen auf, holte sich vom Gang nacheinander vier Kannen Wasser zum Waschen, packte ihren Rucksack, legte je einen geschriebenen Gruß an die drei Türen, verließ das Haus, trank am Brunnen an der Röhre, woran sie in der Nacht getrunken hatte, schaute zu den drei Fenstern auf, ging durch das Tor aus dem Schloß.

Bald kam Klothilde. Sie hatte ebenfalls schon Grüße geschrieben, las den Brigittens, nahm Abschied wie diese.

Karl und Franz kamen. Sie bedachten miteinander das Geschehene. Der Wille der Mädchen erschreckte und machte stolz zugleich. Ernst wurde besprochen, was zu tun sei, daß die Schlichtung schonend vollzogen werde. Draußen tranken die zwei Freunde auch am Brunnen, gingen durch das Tor aus dem Schloß und trennten sich am ersten Kreuzweg.

Die vier Röhren des Brunnens rauschten weiter, jede allein, und alle rauschten zusammen, weil ihre Wasser zusammen in der Erde und in der Brunnensäule gewesen sind.